

Als mir vor 14 Jahren die Stelle als Zirkus-und Chilbi-Pfarrerin angeboten wurde, habe ich mich zuerst mit meinen Kindern abgesprochen. Sie waren Feuer und Flamme; endlich hat Mama einmal einen coolen Job, für den man sich nicht schämen muss. Von den klassischen Pfarrämtern, die ich bis dahin innehatte, erzählten meine Kinder ihren Gspänli nie, was sich schlagartig änderte, sobald sie dank meiner Stelle Freibillette für die Chilbi-Bahnen erhielten. Auch ich bin ein Chilbifan. Allerdings merkte ich schnell, dass das Schaustellerleben nicht mehr meiner Vorstellung von idyllischer Wohnwagenromantik entspricht. Diese Menschen führen ein hartes Leben, müssen Tag für Tag um ihre Existenz kämpfen. Ich persönlich möchte da nicht tauschen. Weil alle um ihr Überleben kämpfen, ist der Zusammenhalt unter den Schaustellern nicht mehr so gross wie früher. Es muss eben jeder für sich schauen.

Genau darum finde ich mein Amt so wichtig. Die Schausteller sitzen Tag für Tag auf engstem Raum aufeinander, und wenn es dann tagelang regnet, hocken sie gemeinsam im Kassenhäuschen und giften einander an. Da hilft es, wenn ich als Aussenstehende vorbeikomme und mir ihre Sorgen anhöre. Sie vertrauen mir eher etwas Persönliches an, gerade weil ich nicht ständig vor Ort bin und darum den ganzen Klatsch nicht kenne. Ich bin eben eine «Private»; so werden Leute genannt, die keine Schausteller sind.

Neben den Gesprächen, die ich mit den Schaustellern führe, halte ich auch Gottesdienste an der Chilbi. Diese finden jeweils auf dem Autoscooter statt. Die Besucher nehmen dabei in den Autos Platz, was auf Passanten einen etwas seltsamen Eindruck macht. Viele bleiben stehen und schauen erst einmal skeptisch. Die meisten finden das Ganze dann aber noch spannend und bleiben bis zum Schluss. Bei den Gottesdiensten auf der Chilbi sind so bis zum Ende jeweils mehr Leute dabei als noch zu Beginn. In der Kirche ist es ja meist genau umgekehrt, da schleichen sich die Leute kurz vor Ende bereits zur Tür hinaus.

Als Zirkuspfarrerin halte ich auch den 1. Advent Gottesdienst im Zirkus Conelli. Mittlerweile brauche ich zwar keine Bachblütentropfen mehr, bevor ich den ersten Fuss in die Manege setze, aber nervös bin ich jedes Jahr aufs Neue. Sobald mir der Sägemehlgeruch in die Nase steigt, sinkt mir das Herz in die Hose. Mittlerweile lebt aber der Zirkusgeist auch in mir: Ich vertraue darauf, dass alles gut kommt und ich mich auf die Artisten verlassen kann, die mit ihren Nummern den Gottesdienst untermalen. Mein Ziel ist es, dass die Menschen das Zelt ein Stückchen leichter verlassen; ein Vorsatz, den ich bei jedem Gottesdienst im Kopf habe, der sich aber im Zirkus besonders gut umsetzen lässt. Das hat auch damit zu tun, dass die Menschen mit dem Zirkus ein positives Gefühl verbinden. Während Kirchen irgendwie steif wirken und sich die Besucher ständig fragen, ob sie etwas falsch machen, ist im Zirkus alles viel unkomplizierter. Auch die Sitzordnung gefällt mir hier besser als in der Kirche. Anstatt in Reih und Glied hintereinander zu hocken, sitzt man im Zirkus im Kreis; das Gefühl einer Gemeinschaft kommt dabei viel mehr auf. Es ist hier alles mehr ein Miteinander, die Distanz zwischen mir und der Gemeinde ist so geringer.

Das Verschwinden dieser Distanz macht es auch einfacher für die Leute, nach dem Gottesdienst auf mich zuzukommen. Auf der Chilbi ziehe ich dann meinen Talar aus, esse eine Bratwurst und gönne mir dazu ein Bier. Da sind die Leute im ersten Moment etwas überrascht. Dass eine Pfarrerin so etwas macht? Aber sie merken jeweils schnell, dass eben auch ich in erster Linie Mensch bin. Und so begegne ich den Leuten auch; als Mensch. Ganz egal ob im Umfeld der Kirche, an der Chilbi oder im Zirkus.